

Amtsblatt

für die Erzdiözese Freiburg.

Nr. 3

Freiburg i. Br., 12. Februar

1938



Conrad

durch Gottes Erbarmung und des heiligen Apostolischen Stuhles Gnade

Erzbischof von Freiburg

Metropolit der Oberrheinischen Kirchenprovinz

entbietet dem hochwürdigem Klerus und allen Gläubigen der Erzdiözese

Gruß und Segen im Herrn!



Beliebte Erzdiözesanen!

Es gab in Deutschland eine Jahrhunderte dauernde Zeit, in der das einfache Volk, sowohl in der Stadt als auf dem Land, mit opferwilliger Liebe und Treue an Christus, dem welterlösenden Gottmenschen, hing; im Gegensatz zuletzt zu nicht wenigen anderen, die sich zu den sogenannten Besitzenden und Gebildeten zählten. Etwa nach dem ruhmvollen Siebziger Krieg begann sich dieses Verhältnis zu lockern. Der freidenkerische Liberalismus und sein Abkömmling, der gottlose Maryismus, waren daran schuld. Diesem zumal galt Christus kaum mehr als eine geschichtliche Gestalt oder höchstens noch als ein verfrühter und verunglückter Umstürzler auf sozialem Gebiet.

Der Maryismus, so erklärte man zu unserer Befriedigung vor etlichen Jahren, sei tot. Darum waren wir auch durch die Hoffnung beglückt, daß die Entchristlichung des deutschen Volkes aufhöre. Wir haben uns getäuscht! Von neuem und noch heftiger als je ist der Kampf um Christus entbrannt. Ja, er wird beinahe noch aufdringlicher als in der Zeit nach dem Weltkrieg ins einfache, bisher unberührt gläubige Volk der entlegenen Dörfer und Täler getragen. Man erkühnt sich sogar, da und dort zu behaupten, das Christentum habe sich so gründlich überlebt, daß es einer ernsthaften Auseinandersetzung mit ihm gar nicht mehr bedürfe. Wozu aber dann der wachsende Lärm? Wozu der

geheime und offene Kampf? Sofern man aber dem einfachen Volk in Wort und Schrift einzureden versucht, daß Christus und das Christentum ihm überhaupt nichts mehr bedeuten, so wird dieses Fastenhirtenschreiben zwei notwendig gewordene Fragen beantworten:

1. Frage: Was war Christus bis in die Gegenwart hinein für das Volk, namentlich für jene, denen das Dasein kein gemüthlicher Spaziergang und kein Freudenfest ist, sondern ein Sichplagen und Entbehren und oft ein schmerzliches Leiden oder jämmerliches Hinsiechen und Sterben?

2. Frage: Warum soll er nunmehr fort aus unserem Volk, und was soll an seine Stelle als religiöse Macht treten?

Wir beginnen mit der apostolischen Anrufung Jesu Christi, unseres göttlichen Heilands und Herrn, und mit dem freudigen Treuschwur zu ihm, dessen Wahrheit und Ehre zu verteidigen wir bis zum letzten Atemzug unbeirrbar bereit sind.

I.

Was die Beantwortung der ersten Frage betrifft, so müssen wir, um Christi unmittelbare Volksnähe zu beweisen, vor allem sein geschichtliches Leben betrachten. Was ist er? Was wollte er? Was tat er für das einfache Volk? Hören wir die Berichte der Evangelien dazu:

Was ist er? Offenbar ein Kind aus niederem Stand. Weder mit der einflußreichen Stellung seines Pflegevaters Joseph noch mit dem eingebrachten Hab und Gut seiner jungfräulichen Mutter Maria kann er sich rühmen. Sein Geburtshaus ist ein heimatferner, armseliger Stall. Seine Wiege eine Krippe, aus der die Karawanentiere fressen. Sein Kissen ein raschelndes Bündel Heu oder Stroh. Sein Schlummerlied singt der Wind, der in der frostigen Nacht durch die Dachlücken und Wandrisse pfeift. Allerdings war sein Stammbaum einmal königlich geadelt, aber wie seine Ahnenreihe langsam anstieg zum Berg, so fiel sie auch allmählich wieder zur Ebene der Bedeutungslosigkeit herab. Das war ja das große, unüberwindliche Bedenken so vieler irdisch gesinnter Juden seiner Zeit, daß er nicht der völkischen Traumwelt ihrer Schriftgelehrten entsprach, sondern aus der namenlosen Tiefe kam. Später noch rümpften sie über ihn die Nase und hießen ihn achselzuckend den „Zimmermannssohn“ (Matth. 13, 55) und verächtlich den „Nazarener“. Es lag allerdings wenig Auszeichnung darin, aus dem abgelegenen und unbekanntem, ja fast berücktigten Flecken Nazareth zu stammen. Ging doch die kennzeichnende Frage wie ein Sprichwort im Volk (Joh. 1, 46): „Kann denn aus Nazareth auch etwas Gutes kommen?“ Dort aber wächst er zum Gefellen seines Pflegevaters heran. Und er bleibt bei seinem mühseligen Handwerk Jahr um Jahr, bis in den Sommer seines Lebens (Mark. 6, 3).

Darum kennt er auch das Volk so genau. Er hat es gesehen in seinen leeren, lichtarmen Lehmhütten und geteilt sein hartes, kärgliches Brot. Ja, er stieg sogar noch unter die demütige Stufe, auf der er in seiner Jugend in Nazareth stand. Damals besaß er wenigstens in der Gluthitze des Tages oder bei sinkender Nacht und beim wolkenbruchartigen, tropenhaften Regen ein schützendes Dach, nun aber muß er einem nachfolgebereiten Schriftgelehrten klagen: „Die Füchse haben ihre Höhlen, die Vögel ihre Nester, der Menschensohn aber hat nichts, wohin er sein Haupt legen kann“ (Matth. 8, 20). Ein bitteres Los des Gottmenschen, der die Tiere sogar beneidet! Ohne Heimat wandert er umher. Landauf, landab. Zufrieden damit, wenn er beim Erlöschen des Tages irgendwo einen Unterschlupf findet. Aber so wollte er es haben. Er war ja gekommen, um zu dienen, und nicht, um „bedient zu werden“ (Matth. 20, 28). Um durch Selbstentäußerung und Gehorsam bis zum Tod (Phil. 2, 7) die Welt zu erlösen, nicht bloß von der Sünde, sondern auch, soweit überhaupt möglich, von den anderen zahlreichen Abeln, unter denen die Menschheit als den Folgen der Erbsünde litt. Darum wendet er auch in der Synagoge von Nazareth die Worte des Propheten Isaias auf sich an: „Der Geist des Herrn ist über mir. Er hat mich gesalbt, den Armen die frohe Botschaft zu bringen, zu heilen, die zerknirschten Herzens sind, den Gefangenen Befreiung zu gewähren und den Blinden das Licht . . . und zu verkünden ein Gnadenjahr des Herrn“ (Luk. 4, 18). „Ihn erbarmte das Volk“ (Matth. 15, 32), das er im Bilde jenes Unglücklichen sah, der zwischen Jerusalem und Jericho unter die Wegelagerer fiel. Das Volk, dem geschwürbedeckten Lazarus ähnlich, der verhungert vor der Tür des tafelnden und zehenden Prassers und Ausbeuters lag. Das Volk, das einer von den Hunden und Wölfen zusammengehekten Herde von furchtsamen Schafen glich, die keinen Hirten oder nur faule und feige Mietlinge hatten (Matth. 9, 36). Das Volk, das so leicht sich verführen läßt und oft erst dann aus der Betäubung und Täuschung erwacht, wenn es zu spät ist.

Vorerst freilich fühlte es noch triebhaft, dieses Volk, daß Jesus von Nazareth es gut wie kein anderer mit ihm meinte. Darum wächst auch seine Zuhörerschaft von Tag zu Tag. Sie „bedrängt“ und belagert ihn mit ihrer Heilsbegierde geradezu (Luk. 5, 1). Die Synagogen der kleinen Städte und Dörfer, selbst die Marktplätze werden zu eng. Draußen sammeln sich die Tausende an den ansteigenden, weitstichtigen Ufern des tiefblauen Galiläischen Meeres oder an den grasreichen Abhängen der baumlosen Berge. Dort harren sie nicht bloß wenige Stunden, sondern tagelang bei ihm aus. Sie vergessen ihr Handwerk und das Ochsengespann am Pflug und die Arbeit in Haus und Hof. Ja selbst das Essen und Trinken.

Wer weiß auch das Volk so zu packen und mitzureißen wie er? Aber nicht mit den unterhaltssamen Märchen der wandernden Erzähler und den fanatischen Sekreden der

politischen Aufwühler. Nicht mit den spitzfindigen Gleichnissen und dem trockenen Buchwissen der engstirnigen Rabbiner. Nicht mit billigen Versprechungen von goldenen Bergen und paradiesisch lustvollen irdischen Zeiten. Nein, mit einer Rede, die von der Wahrheit Zeugnis gibt, die Seele im tiefsten aufhellt und erschüttert und das Auge mit dem sonnenhaften Freudenglanz erfüllt oder mit den Tränen der Reue und Hoffnung. „So hat noch keiner gesprochen“, wie er! So rufen sie in Ergriffenheit aus, und sie haben schon so viele gehört. Das war eine „Frohbotschaft“ ohnegleichen, die ein so Gewaltiger und Gütiger den Menschenkindern bringt in einer Zeit der Verkastung und Verflawung. Er selber dankt dem Vater dafür, daß er gerade die Enterbten und Verschmähten ihm schickt: „Ich preise dich, Vater, Herr des Himmels und der Erde, daß du dieses vor den Weisen und Klugen verborgen und den Kleinen geoffenbart hast“ (Matth. 11, 25).

Und was spricht er zum andächtig lauschenden Volk?

Er predigt das große, erlösende Wort vom gemeinsamen Ursprung aller Menschen. „Vater unser!“ so sollen alle beten, die droben und drunten, die Herren und Knechte, die Reichen und die Bettler, die Männer und Frauen, die Gerechten und die Sünder, alle, die das Band der Gottesfamilie umschlingt.

Er predigt das erlösende Wort von der Liebe zum Bruder, zum armen und kranken, zum verlassenem und verirrteten, zum verfeindeten und verbitterten, und sieht darin das ausschließliche Merkmal der wirksamen Gottesliebe und der inneren Zugehörigkeit zu ihm.

Er predigt die große, erlösende Lehre vom Anteil aller Menschen an den notwendigen Gütern des Lebens: „Unser tägliches Brot gib uns heute.“ Wie genügsam er ist! Er weiß es: der Hunger nach Genuß und der gehäufte Besitz machen den Menschen nicht glücklich. Aber in dieser Bescheidenheit darf er auch erwarten und fordern, vom Vater im Himmel und von den Menschen auf Erden. Jeder hat einen Anspruch, ein gottverbrieftes Recht auf das tägliche Brot, der es nicht durch eigene Trägheit verwirkt. Aber nur das und die gemeinschaftliche Liebe will er, nicht den gemeinschaftlichen Besitz, denn mit der Liebe gibt er unendlich mehr als mit den Gütern der Erde, die die Menschen unter sich verteilen, ohne aufzuhören, sich selber zu suchen und den Nächsten zu mißbrauchen.

Er predigt von der Vergänglichkeit und dem Unügen aller irdischen Güter, vom Fluche des ungerechten Reichtums und von der ewigen Strafe des herzlosen Prassers im Grabe der Hölle.

Er predigt die gemeinsame Arbeitspflicht. Der Mensch ist nicht dazu da, gemächlich und genießerisch zu ruhen auf dem ererbten oder durch das launische Glück geschenkten Geld und Gut. Ein jeder ist Knecht, im Dienste Gottes sowohl wie der Erde, und dazu berufen, mit seinem

Talent, d. h. mit seiner geistigen und körperlichen Kraft, zu wuchern und sie nicht im Schweißtuch zu verschnüren (Luk. 19, 11 ff.).

Er predigt von der engen Pforte und dem schmalen Weg, von der Jüngerschaft, die sich im Entfagen und Kreuztragen bewährt, und von der Seligkeit der Armut und Demut, der Barmherzigkeit und Friedfertigkeit, der Trauer und der Verfolgung.

Er predigt die Lehre vom gemeinsamen Ziel jenseits von Tod und Grab. „Zu uns komme dein Reich!“ Das große Reich des endgültigen Ausgleichs, der letzten Seelenheimat und der schauenden Ruhe im Schoß der göttlichen Liebe.

Das predigte er dem Volk. Aber er belehrt es nicht nur. Bei ihm ist die Lehre immer Leben. Immer Forderung zur Tat oder vorbildliche Tat. Da er gesandt ist, „den Armen die frohe Botschaft zu bringen“ (Matth. 11, 5), erwählt er zu seinen Aposteln auch Männer aus dem Volk, Fischer und Zöllner. Alle beheimatet im minder geachteten Galiläa bis auf Judas, den Verräter. Kein einziger entstammt den überragenden Klassen oder einer herrschenden Partei. Kein Schriftgelehrter und Phariseer folgt ihm nach. Wohl schließt er auch den Ratsherrn Nikodemus von seiner Wahrheit und Gnade nicht aus, aber mit dem Vorrang im Gottesreich beehrt er weder ihn noch seinesgleichen. Wer nur bei Nacht und Nebel den Schleichweg zu ihm findet, verwirkt sich den Anspruch darauf. Dazu haben diese mutigen Dunkelmänner auch selber wenig Lust, ihm rückhaltlos zu folgen, und drehen ihm kleinlaut den Rücken, wenn er tief ins Auge ihnen schaut und verlangt: „Willst du vollkommen sein, so verlasse alles, was du hast, und gib es den Armen“ (Matth. 19, 21). Darum hält er ihnen gegenüber auch mit seinen Wundern zurück. Zwar ist es einmal der Vorsteher einer Synagoge (Mark. 5, 22 f.), ein andermal der körperlich und geistig aufrechte und mitleidige Hauptmann einer römischen Kohorte (Matth. 8, 5 f.), die er mit einem machtvollen Zeichen belohnt, aber sonst reicht er mit unverkennbarer Vorliebe den Armen und Gedrückten seine segnende und heilende Hand. Bei diesen fühlt er sich daheim. Da geht ihm das Herz auf. Da sprudeln seine Gnaden. Den unbegüterten Neuvermählten in Kana fehlt es am Wein und er wirkt zu ihren Gunsten sein erstes öffentliches Wunder. Das arme Volk sieht er hungern, und er sättigt es mit den zwei Fischen und fünf Broten in der Wüste. Die Lahmen und Blinden, die jammernd am Wege liegen, macht er heil, und die vom Ausmaß Verstümmelten in ihren verpesteten Höhlen. Und da wankt sie, aufschluchzend, hinter dem Sarge ihres einzigen Sohnes daher, vom Schmerz und von der Armut und Verlassenheit gebeugt, die Witwe von Naim. Und er hält, von Mitleid gerührt, die Träger der Bahre an und erweckt den Jüngling zum Leben. Das letzte Wunder noch, das er zu Beginn seines Leidens im Garten Gethsemani, an Malchus, dem Knecht des Hohenpriesters, wirkt, gilt einem

aus dem Volke und dazu einem aus der Hefe, der es am wenigsten verdiente (Luk. 22, 50f.). Als aber bald darauf auch der Vierfürst Herodes, „der Fuchs“, wie der Heiland selber ihn kennzeichnet (Luk. 13, 32), wie von einem Gaukler ein Schaustück von ihm wünscht, wird der sonst so gefällige und überreichlich Gewährende stahlhart und verschlossen und würdigt in charaktervollem Abstand diesen ehebrecherischen, gekrönten Wicht keines Wortes, vielleicht nicht einmal eines Blickes (Luk. 23, 8ff.).

Das arme, ausgefaugte Volk aber läßt er zu sich ein und erteilt ihm Audienz bei Tag und bei Nacht. Ein unerhört gültiges Wort: „Kommet alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken“ (Matth. 11, 28). Das stand noch in keiner Pergamentrolle der östlichen und westlichen Weltweisen und über keinem Torbogen einer königlichen Burg. So ruft nur der göttliche Volksfreund, der die vielfache Not der werktätigen Menge kennt und sich selber über den Enterbten und Übersehenen aus grenzenlos schenkender Erlöserliebe vergißt. Ja, er hält das Warten auf das Volk nicht aus, wie die Parabel vom guten Hirten beweist (Joh. 10, 1ff.), der den beschwerlichsten Weg und den strömenden Schweiß in der glühenden Wüste nicht scheut, bis er das verirrte Schaf hinter einem Felsblock oder einer Sanddüne entdeckt und auf den müden Schultern zurendend und streichelnd heimträgt. Er ist eben „nicht gekommen, um die Gerechten zu suchen, sondern die Sünder“ (Matth. 9, 13), und er weiß, daß über die Umkehr einer verlorenen Seele im Himmel eine größere Freude herrscht, als über neunundneunzig Gerechte, die der Verzeihung nicht bedürfen (Luk. 15, 7). Darum behelligt es ihn auch nicht, wenn sie ihn als Freund der Sünder und Sünderinnen bekrifeln und selbst die Apostel es mit Kopfschütteln beobachten, daß er ein langes Gespräch mit einer unheiligen Samariterin führt.

Und nun tut er auch das Letzte und Schwerste noch, was er für die Menschen erlösend tun kann: er stirbt für sie. Am Kreuz, in entsetzlichen Qualen, bettelarm! Nur ein ungenährter Rock ist als Wertstück sein eigen, um den die Henkersknechte dann, noch ehe er sein Haupt geneigt hat, würfeln. Wir wissen es zwar wohl, daß er keinem seine Erlösergnade entzieht, sondern über alle seine Arme ausbreitet, um sie mit seinem Herzblut zu beleben. Aber gerade das ist das göttlich Große, daß er keine ausschließenden Rassen- und Blutarten, keine Herren- und Sklavenmenschen kennt. Darum gedenkt er mit den Worten: „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun“, nicht nur der Spottenden und schmähenden Schriftgelehrten und Pharisäer, sondern auch der irreführten, schandbar undankbaren Menge, die statt des eben noch gerufenen Heil! und Hosanna! das blutrünstige „Crucifige“, das „ans Kreuz mit ihm“ schrie.

So stand Christus zum Volk, als er auf Erden weilte. Und das Gleiche und der Gleiche ist er alle Jahrhunderte hindurch bis in die Gegenwart geblie-

ben. Oder nennt mir einen anderen, der durch seine Lehre und Kraft für den gemeinen Mann so opferwillig, so selbstlos, so mitbrüderlich, so erlösend eintrat, wie gerade er. Millionen und aber Millionen Menschen war er der getreue Weggenosse und die einzige Erquickung inmitten einer Dornenwüste körperlichen und seelischen Leids, die einzige Hoffnung, als alles übrige zerrann und zerbrach, und der einzige Lohn, nach dem sie, unter Hingabe alles anderen, ihre Herzen und Hände sehnsüchtig ausstreckten.

Unser deutsches Volk bildet keine Ausnahme dabei. Wem anders verdankt es seine kulturelle Höhe als dem erlösenden Gottesohn am Kreuz? Wir verkennen die natürliche, germanische Veranlagung nicht. Aber keinesfalls hat uns diese allein auf die Höhe der kultivierten Menschheit geführt, sondern vor allem der Antrieb durch die Erlösung und Beseelung, die Jesus von Nazareth uns gab. Man leugnet es heutzutage zwar und möchte alles, das Leibliche sowohl wie das Geistige, aus Rasse und Blut ausschließlich erklären, aber das sind Versuche, die der Wissenschaft und Geschichte widerstreiten. Eine Frage sei hier erlaubt: Warum begann denn der große Emporstieg der Germanen erst mit der Zeit, als sie das Christuskreuz auf ihrer tapferen Brust und hohen Stirne trugen? Auch seine soziale Ausgleichung schuldet das deutsche Volk ihm. Er war es, der in seine Gesetzestafeln schrieb: „Ihr alle seid Brüder.“ Nicht bloß Volksgenossen, geeint durch Sprache und Schicksal, durch Rasse und Blut! Das bleibt meilenweit hinter der Bruderschaft in Christo zurück. Er war es, der die Frau zur gleichberechtigten Gefährtin des germanischen Gatten erhob. Er war es, der den bisher lockeren Ehebund mit der Gottgebundenheit verschweißte und den Wert auch des bresthaften oder allzuvielen Kindes hochpries. Er war es, der der bisher geächteten Arbeit den Stempel des Fluches und der Mannesunwürdigkeit nahm. Er war es, der das brennende Mitleid aus dem harten Gestein der nordischen Herzen schlug und die tätige Nächstenliebe heldenhafter machte als den Todesmut der Nibelungen und die Entdeckungsfahrten aller Wikinger der Frühzeit. Er war es, der durch seine Kirche unabänderlich lehrte, daß es ein gottverbrieftes Recht eines jeden Volksgenossen sei, ein menschenwürdiges Dasein zu führen. Er war es, der es mit drohendem „Weh!“ den Gewissen unserer Reichen einschärfte, den Strom ihres Überflusses durch die Kanäle des Wohltuns auch in die ausgedörrten Wüsten der Armut und des Elendes zu leiten. Er war es, der unseren Königen und Kaisern unnachgiebig vom Kreuz herab befahl, sich nicht als allgewaltige Machthaber und Eigentümer des Volkes zu fühlen und zu gebärden, weil sie nur hinfällige Lebensträger des Königs aller Könige sind, der einst kommen wird zu richten die Lebendigen und die Toten, die Führer und Geführten. Ohne Ausnahme und ohne Rücksicht! —

Das war bisher Christus für das einfache Volk. Wie danken wir ihm dafür? Wie unsere Väter ihm dankten, als

sie ihre Herzen seiner Liebe verschrieben, ihre hohen Dome aus steinernen Schäften und wolkennahen Blüten voll Herrlichkeit ihm bauten, ihren „Heiland“ und „Christ“ in klingender Gottesliebe ihm sangen, ihre Burgen und Berge, ihre Rathäuser und Schulen, ihre Wohnungen und Wege, ihre Särge und ihre Friedhöfe mit dem Kreuzzeichen schmückten und ihn zum König der Seelen und zur Seele der Könige und des ganzen Reiches der deutschen Nation erkoren und sein eigen sein wollten im Leben und im Tod.

II.

Aber nun sollst du, deutsches Volk, einst der Juwel in seiner Krone und die Leibgarde seiner Ehre, von diesem Heiland dich wenden!

Warum? Hören wir nunmehr einige Gründe, die man wie Geschosse ins Volk wirft, um den Kampf gegen Christus und seinen Glauben zu führen.

1. Da wird unser Heiland öffentlich bezichtigt, er habe eine blut- und rassenfremde, art- und rasseseindliche Religion gelehrt und aufgedrängt und dürfe darum das deutsche Volk nicht weiter „verderben“. Ein Beweis dafür wird kaum ernsthaft versucht, geschweige denn erbracht. Christi Feinde rufen es gebieterisch aus und die anderen haben es zu glauben. Eine kühne und möglichst laute Behauptung gilt ihnen nach ihrem Lehrmeister Nietzsche weit mehr als ein schlüssiger Beweis. Das deutsche christliche Volk freilich, das doch ungehemmter und ursprünglicher empfindet und das Artgemäße viel lebendiger und untrüglicher verspürt als die Religionsmacher von heute mit ihrem Blick durch Vorurteile getrübt und oft geblendet vom Haß, weiß von einer Bluts- und Rasseseindlichkeit des göttlichen Heilandes und des Christentums nichts. Es hat vor langen Jahrhunderten schon, fast in allen seinen Stämmen, den Kreuzesglauben willig angenommen und sich seelisch so innig und schöpferisch damit verbunden, daß die ganze Kultur des Mittelalters bis in die neueste Zeit den Stempel des Christlichen trägt. Wer das zu leugnen versucht, vergreift sich an der deutschen Geschichte. Das christliche Volk hat sich weiter in mehr als einem Kulturkampf aufs deutlichste gegen die Neuerer ausgesprochen, die ihm die Liebe zu Christus verleiden oder den Glauben an den Gottmenschen Christus verwässern und schmälern wollten. Und auch heute noch träte dieses deutsche, einfache Volk, trotz des gegnerischen Trommelfeuers, mit opferfrohem Mut für den Glauben an Christus in sieghafter Mehrheit ein. Und da will man noch behaupten, daß Christi göttliche Person und seine erhabene Lehre dem deutschen Wesen und Empfinden widersprechen! Wenn aber im Zusammenhang damit vom Gegner gesagt wird, Christus und seine Frohbotschaft hätten das werktätige Volk der Willkür seiner Ausbeuter ausgeliefert, so ist das ein lügenhaftes, aus der Waffenkammer der gottlosen Marxisten entnommenes und unzählige Male schon widerlegtes Schlag-

wort und nicht mehr! Oder kennt man vielleicht in deutschen Landen die großen sozialen Rundschreiben der letzten Päpste nicht? Eigenartig! Bald ist Christus im Urteil unserer Gegner ein kommunistischer Prophet, bald ein kapitalistischer Schutzherr. Gerade wie man's braucht!

2. Wenn von unseren Gegnern weiter im Volk verbreitet wird, Christus habe dem deutschen Menschen die Erdenfreuden mißgönnt und verdorben und das Diesseits entwertet, weil er den gläubigen Blick auf das Jenseits geheftet habe, so kann auch hier das einfache, deutsche Volk aus seiner eigenen Erfahrung entscheiden. Wo hat Christus je erklärt, daß seine Jünger keine Lust und kein Vergnügen mehr an den Gütern und Schönheiten der Erde haben dürfen? Wir geben es zu: Er vergißt über den irdischen die ewigen Freuden nicht, die das Herz des Menschen vor allem fesseln sollen, wie es ihrem Charakter entspricht. Andererseits aber hat er sich selber weder der Heiterkeit einer hochzeitlichen Feier, noch dem Gastmahl des Levi entzogen und durch den Völkerapostel Paulus in die Jahrhunderte jubeln lassen: „Freuet euch, wiederum sage ich euch, freuet euch im Herrn.“ Damit werden zwar jene Freuden ausgeschlossen, die dem Tierischen in uns entspringen und schmeicheln, das Gewissen beunruhigen und belasten, die Körperkraft schwächen und zerstören und die Sittlichkeit oder gar den Bestand des Volkes untergraben, nicht aber jene edlen, sowohl sinnlichen wie geistigen Genüsse, die der rechten Ordnung entspringen und dienen, die Menschenseele ohne Reue erquickend und das Gemüt in Würde erwärmen und über den Erdenstaub erheben. Man blättere doch in der Geschichte des christlichen deutschen Volkes nach, um zu entdecken, wie froh dieses Volk gerade in seinem christlichen Glauben und aus seinem katholischen Empfinden war, und, zumal in katholischen Gegenden, noch ist, so daß ihm griesgrämige Mucker sogar einen Vorwurf daraus schmieden. Auch der dauernde Gedanke an das Jenseits kann den irdischen Frohsinn nicht vergällen. Wohl aber wird er ihn reinigen und vergeistigen und das ganze Leben des Menschen mit neuen und unvergleichlich starken Antrieben erfüllen. Denn nicht deswegen erhofft der Christ einen ewigen Lohn, weil ihm das Diesseits nichts gilt. Gerade das Gegenteil trifft zu. Er erkennt im Diesseits den unumgänglichen Weg, der zum glücklichen Jenseits führt und im Jenseits den Gotteslohn für das menschlich und christlich ausgeschöpfte Leben im Diesseits. Wenn der Heiland uns lehrt, daß wir „über jedes unnütze Wort einmal Rechenschaft ablegen müssen“, so ist damit verständlich genug gesagt, daß wir aus heiliger Verpflichtung alles Irdische auswerten müssen, sofern wir der ewigen Rechenschaft mit ihrem Wehe entgehen wollen. Fahrt ihr Feinde des Christentums nur fort, dem einfachen werktätigen Volk die Seligkeiten der Bergpredigt und die Hoffnung auf den Ausgleich im Himmel zu verleiden! Ihr verwandelt damit die Erde nicht bloß zum „Tale der Tränen“, sondern zu etwas, was wir Christen mit dem Namen „Hölle“ bezeichnen. Ihr sagt, es

sei nicht wahr, daß die Erde ein „Tal der Tränen“ sei. Nun, das bestreitet ihr wohl, die ihr ohne Mühsal und Sorge euch labt. Aber verlacht mir das „Tal der Tränen“ nicht zu früh, denn das Barometer unseres Lebens fällt oft unerwartet bis auf den Nullpunkt herab und zeigt Unwetter und Sturm an. (Und verkennet mir das Heer der Volksgenossen nicht, die mit glänzenden Tränen in den Augen und tiefen Furchen im mühseligen Gesicht die Hand zum Zeugnis erheben, daß das Leben dunkel und schwer ist, daß das Glück nur ganz wenigen blüht und oft über Nacht schon verwehlt. Wer den Weltkrieg erlebte und aus unmittelbarer Nähe die düsteren und oft schrecklichen Schicksale von Zahllosen kennt, der braucht keinen Beweis mehr dafür, daß jeder tiefere Mensch zuletzt nach Hilfe, Kraft und Trost schreit, die nicht aus den irdischen Quellen fließen, sondern aus einem ewigen Meer, das sich jenseits des Todes in Unendlichkeit weitet. Seltsam! Vor wenigen Jahren noch waren jene deutschen Philosophen erstaunlich hoch in Ehren, die unsäglich einseitig das irdische Leben als ein Meer von Jammer ohne jeden Tropfen von Freude brandmarkten. Jetzt zieht man wiederum unsäglich einseitig — die Gegensätze berühren sich bekanntlich — himmelhoch jauchzend durchs Land und erblickt überall nur sonnige, schattenlose Höhen und eitel Lebenslust und Glück!) Man hält uns hier vielleicht entgegen, daß man dem Volk im neuen Reich ein sorgloseres Brot schenken will. Wir hindern niemanden daran, sondern freuen uns dankbar darüber. Aber dennoch fragen wir uns jetzt: Ist damit ein Volk schon beglückt, daß es nicht hungert und darbt? Liegt denn das Glück nur im gesättigten Magen oder in der Stille und Ausgeglichenheit der Seele, in den Harmonien, die ein siegreicher Kampf in uns schafft, in der Erfüllung der geistigen Sehnsucht, die nach Wahrheit und Ewigkeit ruft, in der opferfrohen Liebe, die das eigene Ich vergißt und für das Du sich aufopfert, in der beseligenden Entspannung, die unserer Seele das große göttliche Verzeihen bringt? Wenn es darin aber liegt, dann gerade in dem, was Christus dem Volke geschenkt hat, mit seiner Gerechtigkeit und seinem Opfertod, mit seiner Gnade und überirdischen Verheißung. Wer das dem Volke verwehrt, der gibt ihm mit allem anderen, was er ihm verspricht und verschafft, nur einen Stein statt Brot, nur eine Schlange statt eines Fisches, um mit Bildern Christi selber zu sprechen (Matth. 7, 9f.).

3. Im Falle man aber wieder hört, Christus habe durch seine Lehre von der Demut, Verzeihung und Versöhnung die germanische Heldennatur verdorben, so widerspricht auch das der offenkundigen Geschichte. (Als ob es heldenhafte Männer und Frauen lediglich in der germanischen Vorzeit gegeben habe und endlich heute wieder gäbe. Als ob in der Zwischenzeit nur Rückgratlosigkeit und Feigheit, nur Weichlichkeit und Schwäche gewuchert hätten, um unser Volk und unsere Rasse zu entehren!) Was die Demut aber betrifft, so ist doch jedem Schulkind bekannt, daß sie alles

andere als ein unwürdiges Sichwegwerfen ist. Das gleiche Schulkind weiß auch, welch heldenhafte Überwindung oft in der Verzeihung und Versöhnung liegt. Wer aber der Selbstüberhebung und dem Stolz, dem Feindeshaß und der Rachgier die Tore öffnet, wird damit eine Zeit des Terrors und der Barbarei anbahnen und die wahre deutsche Kultur in ihrem Wesentlichen und Ruhmreichen treffen. Gerade das einfache Volk wird die Verfehlung der Verzeihung und Versöhnung nach seiner Art auslegen und aus der Ehe, Familie und Gemeinde die wahre Liebe vertreiben und das Leben mit dieser fanatischen Stahlhärte versklaven.

4. Wenn man den göttlichen Heiland aber beschuldigt, er habe durch das Gebot der allgemeinen Liebe alle Menschen einander gleichgestellt und den Mißbrauch der Rassen gefördert, so stammt das wiederum aus der Unkenntnis dessen, was Christus gepredigt hat. Gewiß sind nach seiner Lehre vor Gott alle gleich. Im einzelnen aber unterscheiden sie sich, sowohl was die körperliche Beschaffenheit als die geistige Veranlagung betrifft, voneinander. Und verschieden sind auch die Stämme, Völker und Rassen. Nicht bloß der Sprache und Farbe nach, sondern auch in der Leistung und im Wert. Trotzdem bilden sie ihrem Grundwesen nach eine unzertrennliche Einheit. Wie sie alle, ob schwarz oder weiß, ob ostisch oder westisch, auf ein erstes Paar zurückgehen, das von Gott geschaffen sein muß, so haben sie auch alle ein gemeinsames letztes Ziel, das Gott selber ist. Damit ist aber ein Doppeltes ausgesprochen: einmal, daß die Menschen wesenhaft zusammengehören, dann aber auch, daß sie nicht bloß eine Herde mit Sprechwerkzeugen bilden. Die bestehenden Unterschiede und Gegensätze aber soll die Liebe überbrücken. Nehmt diese von Christus geforderte allgemeine Menschenliebe hinweg, dann geht der Erde die Sonne verloren und sie fällt wieder in die Nacht des Heidentums zurück, wo das Recht des Stärkeren triumphierte, eine kleine Minderheit die Mehrheit unterdrückte und nur eine Liebe die Menschen beherrschte, die sinnliche und selbstüchtige. Arme Menschheit, die dieses Nordlicht dann besonnt! Daß Christus aber den Rassenmischmasch gefordert und gefördert habe, ist eine müßige Behauptung, die weder in der Predigt des göttlichen Heilandes noch in der Geschichte seiner Kirche einen Anhaltspunkt findet.

5. Am wenigsten aber will es der moderne deutsche Mensch dem Heiland verzeihen, daß er die Erlösungsbedürftigkeit des Menschen verkündigt und die Erlösung aller Menschen am Kreuz vollendet hat; denn so überhebt man sich zur Zeit: der nordische Mensch zumal sei nicht erbsündig, sondern erbabelig. Der nordische Mensch! Lassen wir ihn von sich denken, was er will! Lassen wir ihn erbabelig sein und von Sünde nichts wissen. Eines aber ist gewiß: Der Teufel wird sich weidlich darüber freuen, daß wieder jemand wie das betörte Paar im Paradies von sich glaubt, er sei jenseitig von Gut und Böses, denn dann wird er zwar jenseits

des Guten leben, aber diesseits des Bösen. Wir werden es vielleicht noch erfahren, wohin dieser Blutmythos führt. Man rede es namentlich dem jugendlichen deutschen Menschen nur ein, daß er erbadelig und jenseits von Gut und Böse sei, und auch unsere Gegner werden es bald zu ihrem Schrecken entdecken, wie das heranwachsende Geschlecht diese Veredelung des deutschen Menschen auffaßt und verwirklicht.

Diese Einwürfe gegen Christus und seine Religion könnten wir noch um manche andere vermehren. Wir sparen sie aber auf eine spätere Gelegenheit auf und fragen uns dafür jetzt: Welchen Ersatz bietet denn der christusfeindliche Zeitgenosse dem einfachen deutschen Volk für die Person und die Lehre seines Heilandes? Das ist eine ganz wesentliche und entscheidende Frage, denn nur ein Törichter oder Wahnsinniger ist bereit, das Herrlichste und Wertvollste in der Hand mit einem Vogel auf dem Dach oder im Gehirn eines verheißungsvollen Religionsmachers zu vertauschen.

Zuerst entdecken wir bei der Suche nach einem Ersatz, daß der eine das, der andere jenes vorschlägt, was eine Verlegenheit bedeutet. Als noch Schlimmeres nehmen wir aber wahr, daß die dargebotenen Ersatzstücke fast monatlich wechseln und sich im Wesentlichen widersprechen und bekämpfen. Trotzdem soll sich das einfache deutsche Volk zu einem Tauschgeschäft baldigst verstehen. Dunkelheit und offenbaren Widerspruch soll es einhandeln für die Wahrheit und Klarheit! Tönende Worte und oberflächliche Anschauungen für leuchtende Beispiele und tausendfach erprobte Lehren. Gerade das einfache deutsche Volk wird es bei seinem unmittelbaren Empfinden und gesunden Menschenverstand am baldesten und besten verspüren, wie armselig der Ersatz ist, den man ihm für seinen Heiland darbietet. Was kann es auch mit klingend schönen Sprüchen, mit Unverständlichkeiten und Haltlosigkeiten in der Not seines Lebens anfangen? Was nützt ihm ein Gott, der nicht mehr Himmel und Erde in Anendlichkeit erfüllt, sondern im Gemüt oder in der Phantasie der Menschen sich verschrumpft? Und was erst in der Bit-

ternis seines Sterbens, wenn nach einem mühseligen Erdengang statt Ewigkeit und Auferstehung nichts weiteres mehr bleibt als ein kleines Häuflein Moder und Asche! Vom Lazarus und vom Prasser! Vom Heiligen und vom Schuft! Wie beim Tier!

Drum laß dich nicht betrügen und beirren, du einfaches deutsches Volk! Halte unerfütterlich an Christus fest, wie es deine Vorfahren in vielen Jahrhunderten taten. Doch das genügt nicht: Setze dich, mannhaft und opferwillig, wie du nun einmal bist, für Christi Wahrheit und Ehre ein! Gleichgültigkeit und Halbheit sind heute Verbrechen und nicht bloß verzeihliche Schwächen. Christlich deutsches Volk! Sei treuer und dankbarer als das jüdische es war, das der Fluch seines Gottesmordes und seiner Untreue unablässig bis in die Gegenwart verfolgt. Aber sei nicht bloß treu. Erziehe auch zur Treue! Deine Jugend gehört Gott, der sie erfreut, und Christus, der einst Rechenschaft für sie fordert. Wer die Jugend Christus entzieht oder entziehen läßt, ist damit auch der Eltern bitterster Feind. Du deutest zur Entschuldigung vielleicht auf die gefährdete Zukunft deiner Kinderschar hin. Ich erwidere darauf: die Zukunft liegt vor allem in Gottes Hand und ist wahrlich besser darin geborgen als in einer Vorsorge ohne Charakter. Was bedeutet zuletzt auch der verbürgteste Schein für eine gesicherte spätere Stellung, wenn damit das Anrecht auf eine ewige Heimat erlischt? Wer sein eigenes Leben in Christus verwurzelt, der steht doch unvergleichlich fester und gesicherter in der Zukunft und Endzeit da als jeder andere, der von menschlichen Versprechungen und Anwartschaften zehrt. Und zuletzt merke es wohl: Nicht der ist ein Volksfeind, der zu Christus unentwegt hält, sondern der andere viel eher, der Christi Feind ist. Verbunden mit Christus im Leben und Tod bauen wir ein doppeltes Reich, das Reich der christlich deutschen Nation, geachtet und groß wieder unter den kulturtragenden Völkern, und Gottes heiliges Reich, das einzig und allein ein ewiges Reich ist!

Es segne Euch der allmächtige Gott † der Vater, † der Sohn und † der Heilige Geist.

Freiburg i. Br., den 9. Februar 1938.

† Conrad,
Erzbischof.

*

Verordnung

über Fasten und Abstinenz, über die geschlossene Zeit und die Zeit der Erstkommunion 1938/39.

Auf Grund der allgemein geltenden kirchlichen Vorschriften, sowie der von Sr. Heiligkeit Papst Pius XI. durch Indult

vom 14. Februar 1922 für die sämtlichen Diözesen des Deutschen Reiches gewährten Milderungen wird verordnet, was folgt:

I. Fasttage sind solche Tage, an denen man nur einmal eine volle Mahlzeit und außerdem nur morgens und abends eine kleinere Stärkung genießen darf. — Die volle Mahlzeit darf auch am Abend gehalten und die kleinere Stärkung dafür auf den Mittag verlegt werden.

Abstinenztage sind solche Tage, an denen jeglicher Genuß von Fleischspeisen untersagt ist. — Eier und Milch, geschmolzenes Fett (Schmalz), Grießen, Kunstbutter sind dagegen erlaubt. Auch der Genuß von Fleischbrühe ist an allen Tagen mit Ausnahme des Karfreitags gestattet.

Fast- und Abstinenztage sind solche Tage, an denen sowohl das Fasten als auch die Abstinenz beobachtet werden muß.

II. Solche Fast- und Abstinenztage sind:

1. der Aschermittwoch,
2. die Freitage der 40tägigen Fastenzeit,
3. der Karfreitag bis 12 Uhr mittags,
4. die Freitage der Quatemberwochen.

Wichtige Fasttage sind:

1. die übrigen Wochentage der 40tägigen Fastenzeit,
2. die Mittwoch und Samstag der Quatemberwochen,
3. die Vigiltage vor Weihnachten, Pfingsten, Mariä Himmelfahrt und Allerheiligen.

An diesen Tagen ist außer bei der Hauptmahlzeit auch bei der abendlichen kleineren Stärkung der Fleischgenuß gestattet. Diejenigen Gläubigen, welche wegen ihres Alters (nicht vollendetes 21. Lebensjahr, vollendetes 59. Lebensjahr) nicht verpflichtet sind zu fasten oder welche aus einem wichtigen Grund, wie schwere Arbeit oder schwache Gesundheit, vom Fasten entschuldigt sind, dürfen an diesen Tagen nicht nur zweimal — bei der Hauptmahlzeit und der abendlichen Stärkung wie die zum Fasten verpflichteten Gläubigen — sondern auch außerhalb dieser Mahlzeiten unbeschränkt Fleisch genießen.

Wichtige Abstinenztage sind alle Freitage außerhalb der Fasten- und der Quatemberzeit.

Trifft ein gebotener oder auch ein Tag, der von der ganzen Gemeinde wie ein gebotener Feiertag begangen wird (z. B. Fest des Kirchenpatrons, Tag einer althergebrachten Flurprozession, angelobter Feiertag), auf einen Fast- oder Abstinenztag, so fällt das Fasten- und Abstinenzgebot ganz fort; dasselbe gilt, wenn eine der genannten Vigilien auf einen Sonntag fällt.

III. Zum Fasten sind alle verpflichtet, die das 21. Lebensjahr zurückgelegt haben und nicht durch ihr Alter (angefangenes 60. Jahr) oder durch einen andern wichtigen Grund entschuldigt sind. Entschuldigt sind Kranke, genesende und schwächliche Personen, sowie alle, die entweder schwere Arbeit zu verrichten haben oder durch Fasten verhindert würden, ihre Berufspflichten zu erfüllen. Im Falle eines Zweifels wende man sich an den Pfarrer oder den Beichtvater.

Zur Abstinenz sind alle verpflichtet, die das 7. Jahr vollendet haben und nicht durch einen wichtigen Grund, wie Krankheit oder Armut, entschuldigt sind. Erlassen wird die Abstinenz für alle Tage mit einziger Ausnahme des Karfreitags:

1. den Wanderern und Reisenden, auch dem Fahrpersonal aller Verkehrsmittel;
2. den Gast- und Speisewirten, Kostgebern und deren Hausgenossen, sowie allen, die in Gast- oder Kosthäusern speisen oder aus solchen regelmäßig ihre Kost beziehen;
3. den Personen, die in nichtkatholischen Haushaltungen leben und dort beköstigt werden;

4. den Militärpersonen und den Familien, bei denen Militärpersonen Wohnung und Verpflegung haben;
5. allen, die sehr schwere Arbeit zu verrichten haben;
6. denen, welche sich die Kost für den ganzen Tag auf ihre Arbeitsstätte mitnehmen müssen.

IV. Die Pfarrer und die Geistlichen mit eigenem Seelsorgsbezirk sind befugt, in besonderen Fällen und aus triftigem Grunde einzelnen Personen oder einzelnen Familien, die zu ihrem Seelsorgsbezirk gehören oder sich darin aufhalten, Dispens vom Fasten- und Abstinenzgebot zu erteilen. Den Beichtvätern steht Dispensvollmacht für ihre Beichtkinder zu.

V. Mit Rücksicht auf den Ernst der heiligen Bußzeit werden die Gläubigen ermahnt, sich freiwillig kleineren Abtötungen aufzuerlegen, sowie eines besonderen Gebetseifers, namentlich auch des Besuches der Fastenandachten und des gemeinsamen Gebetes in der Familie sich zu befleißigen und überdies ein sogenanntes Fastenalmosen zu entrichten.

Ferner wird verordnet, daß in den größeren Städten eine wöchentliche Abendpredigt gehalten wird. Für kleinere Städte, sowie für Landorte wird die Abhaltung dieser Abendpredigten dem Ermessen des Pfarrgeistlichen anheimgegeben.

Wo solche Abendpredigten stattfinden, ist jedesmal nach der Predigt eine passende Andacht vor ausgefaktem Allerheiligsten in der Monstranz zu halten. In jenen Orten, in denen keine Wochenpredigten stattfinden, soll einmal in der Woche und zwar womöglich Freitags eine Abendandacht nach dem „Magnifikat“ vor ausgefaktem Allerheiligsten in der Monstranz abgehalten werden. An Orten, wo die Abhaltung einer Abendandacht nicht für angezeigt erachtet wird, ist je Freitags nach der heiligen Messe die Litanei vom bittern Leiden und Sterben oder die Litanei vom heiligen Herzen Jesu zu beten. Hierbei kann das Allerheiligste im Speißefakch ausgefakht und am Schluffe mit demselben der Segen gegeben werden.

Der löbliche Gebrauch, an den drei Fastnachtstagen vor dem ausgefaktem Allerheiligsten das vierzigstündige Gebet oder, wo dieses untunlich ist, Betstunden abzuhalten, wird allgemein gestattet.

VI. Die „geschlossene Zeit“ dauert vom 1. Adventssonntage bis zum 1. Weihnachtstage einschließlich und vom Aschermittwoch bis Ostersonntag einschließlich. Verboten sind in dieser Zeit feierliche Hochzeiten, also die feierliche Einsegnung der Ehe während der heiligen Messe und alle jene Veranstaltungen, die zum Ernste der geschlossenen Zeit nicht stimmen, wie feierliche Einholung der Brautleute, geräuschvolles Festgelage, Tanz und dergleichen. Erlaubt sind stille Trauungen. Können aber die Brautleute die Trauung unschwer auf andere Zeit verlegen, so ist dies anzuraten. Verboten sind in der geschlossenen Zeit öffentliche Lustbarkeiten und Tanzvergünstigungen. Auch von privaten Veranstaltungen dieser Art sich zu enthalten, ist Wunsch und Mahnung der Kirche.

VII. Die österliche Zeit, in der alle Gläubigen streng verpflichtet sind, die heilige Kommunion zu empfangen, beginnt mit dem 5. bzw. 6. März (ersten Sonntag in der Fasten) und dauert bis zum 1. Mai einschließlich (zweiten Sonntag nach Ostern). Es ist der Wunsch der Kirche, daß alle Gläubigen die österliche Kommunion in der eigenen Pfarrkirche empfangen.

VIII. Die heilige Erstkommunion der Kinder bleibt auf den Weiffen Sonntag festgesetzt.

*

Vorstehendes Fastenhirtenfchreiben

des hochwürdigsten Herrn Erzbischofs ist am Sonntag, den 20. Februar (I. Teil) und Sonntag, den 27. Februar (II. Teil) von der Kanzel zu verlesen. Die Fastenordnung ist den Gläubigen wenigstens inhaltlich vor Beginn der Fastenzeit bekanntzugeben.

Freiburg, i. Br., den 11. Februar 1938.

Erzbischofliches Ordinariat.